

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Rieschalk-Grünberg, Paul: Eine lustige Goldgräbergeschichte

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Unsere Kalenderbeilage.

Ein spaßig Bild des Hinkenden Kalenderbeilage. Aber! Durch allen Spaß schaut doch auch einiger Ernst, und je mehr der geneigte Leser die beiden Bilder betrachtet, desto ernster mag er wohl werden, und wenn er seine Lehre daraus zieht, so mag es dem Hinkenden recht sein. „Einigkeit macht stark“, so schreibt der Hinkende über beide Seiten, und dann zeigt er, wie ein Mädchen ins andere hineingreift, wie einer auf den anderen angewiesen ist. Das ihm Zunächstliegende zeigt der Kalendermann auf dem ersten Bild. Da denkt er an die Notlage der Schwarzwälder Holzbauern. Können sie ihr Holz verkaufen, so ist den Holzarbeitern wiederum Verdienst gegeben, und mit diesem Geld werden die Maschinen unserer Werkstätten angetrieben. Rechts oben belehrt die Mutter schon das Kind über den Wert des Sparens. Jede gesparte Mark hilft, daß die Spornsteine unserer Fabriken rauchen, daß viele Hunderte Arbeit und Brot finden, die wiederum den Handwerksmann, den Schuster, Schmied, Zimmermann usw. verdienen lassen können.

Seite 2 ist dem Landwirt gewidmet. Links unten der deutsche Rebstock, das deutsche Korn. Und das deutsche Obst. Die deutsche Hausfrau kauft deutsche Erzeugnisse und der Händler deutsches Mehl. Das dadurch in Fluß gekommene Geld rollt als Triebkraft auf die Mühlen. Rechts oben lacht der Zöllner. Er braucht nicht den Schlagbaum für ausländische Produkte zu öffnen und zu deren Kontrolle eine grimme Amtsmiene aufsetzen. Er hat in den letzten Jahren schon so viel deutsches Geld unnütz zum Lande hinausfließen sehen, heute weiß er, daß jede im Land verausgabte Mark dem Volk erhalten bleibt und gespart ist, und daß jede solche Mark es dem arbeitslosen Städter oder solchen Stadtleuten, die ein ausichtsloses Studium betreiben, ermöglicht, als Helfer aufs Land zu gehen. Der Landwirt ist froh, Arbeitskräfte zu bekommen. Das Geld das er durch den Absatz seiner Produkte erhält, ist der Schleifstein, an dem er seine Sense weßt. Der geneigte Leser soll wissen, daß er auch beim kleinsten Einkauf seinem Vaterlande nützen kann.

Eine lustige Goldgräbergeschichte.

Von dem ehemaligen Mitglied des Bezirksrates von Lüderitzbucht (Deutsch-Südwestafrika)
Paul Nieschalk-Grünberg.

(Nachdruck verboten.)

Windhuf im Jahre 1908. Die Zeiten waren recht schlecht geworden. Der Hottentottenaufstand war seit einem Jahre endgültig beendet; damit war auch die Zeit der Hochkonjunktur vorbei und Beschäftigungsmöglichkeiten gab es sehr wenige. Während bis dahin alles aus dem Vollen gewirtschaftet hatte, kam jetzt der Rückschlag. Alles baute ab; vor allem die Verwaltung der Schutztruppe und die Eisenbahn. Beide waren aber Hauptarbeitgeber. Die weiße Bevölkerung hatte sich in den letzten Jahren hier in Windhuf erheblich vermehrt. Eine ganze Anzahl ausgesiedelter Schutztruppler — zu denen auch ich gehörte — war im Lande geblieben. Hier, in der südwestafrikanischen Metropole, strömte nun alles zusammen, was existenz- und arbeitslos war. Und so sah man hier recht viele abenteuerliche Gestalten, welche tagein, tagaus die Gastwirtschaften bevölkerten. Die letzten Spargroschen wurden in Whisky und Soda umgeseht. Dabei wurden die abenteuerlichsten Pläne beraten und teilweise zur Ausführung gebracht. Einige

Trupps zogen auf dem Landwege zur englischen Kolonie Rhodesia. (Das war, nebenbei bemerkt, die „Kleinigkeit“ von 2000 Kilometern). Auf einer mitgeführten Eiseltarre waren die Habseligkeiten verstaute. Andere wieder zogen ab und wollten versuchen, auf dem Landwege nach Deutsch-Ostafrika zu gelangen; ein Spaziergang von 4000 Kilometern. Es ging dabei durch afrikanischen Urwald und fieberreiche Gegenden. Die meisten dieser Wandervögel tauchten aber nach kürzerer oder längerer Zeit wieder in den Windhufener Lokalen auf und schimpften weiter auf dieses gottverlassene Bavianland. Die Ausflüchten waren aber auch recht trübe für diese jungen, kraftstrotzenden Männer, die sich vor Teufel und Hölle nicht fürchteten. Diese sahen hier keine Möglichkeit, um vorwärts zu kommen und ihr Ziel zu erreichen: in absehbarer Zeit als afrikanischer Krösus nach Deutschland zurückkehren zu können!

Es war daher kein Wunder, daß die verschiedenen Nachrichten, „da und dort im Lande sei Gold gefunden worden“, immer wie ein

elektrischer Funke in dieser Gesellschaft zündeten. Viele ritten sofort in die betreffenden Gegenden und kehrten, um eine Enttäuschung reicher, nach Monaten wieder zurück.

Eines schönen Tages stieg nun in der Gastwirtschaft „Zum Alten Römer“ ein verstaubter Reiter ab. Man sah es Mann und Pferd von weitem an, daß sie eine lange „Rad“ hinter sich hatten. Bei näherem Zusehen entpuppte er sich als ein alter Bekannter: Hein Brökers, welcher schon über 18 Jahre im



Luitbrillan.

Hein wurde auf den Schultern durch das ganze Lokal getragen.

Lande und bald 50 Jahre alt war. Er tat ungeheuer geheimnisvoll. Nachdem er schnell hintereinander vier Flaschen Bier und sechs große Whisky vertilgt hatte, fand er die Sprache wieder und schrie uns zu: „Jungens, endlich hab' ich's geschafft! Ihr werdet staunen!“ Wir drängten uns alle an ihn heran, denn jeder brannte darauf, etwas von der neuen Sache zu hören. Nachdem Hein ein weitere Duzend Whiskys genehmigt und damit seinen allergrößten Durst gestillt hatte, erzählte er uns, daß er vor vier Monaten mit dem Buren Jan Pieter nach Komas Hochland geritten sei und dort gejagt habe. In den dortigen Bergen hätten sie nun im Quisibrevier Gold gefunden. Aus der Tasche holte er ein in ein rotes Schnupstuch eingewickeltes faustgroßes Stück Gestein und zeigte es uns.

Man konnte tatsächlich sehen, wie das Gestein mit kleinen Goldteilchen durchsetzt war. Alles war in heller Begeisterung, und Hein Brökers war der Held des Tages. Der Wirt stellte sofort eine neue Flasche vor Hein hin und schrie: „Hein, wir machen halbpant!“ Hein verhielt sich aber zunächst ablehnend und verriet auch mit keinem Wort die Fundstelle in dem mehrere 100 Kilometer langen Quisibrevier. Er erzählte uns nur, daß sein Begleiter, Jan Pieter mit Proben nach Kapstadt gefahren sei, da er versuchen wolle, die Ausbeute den Engländern zu verkaufen, die viel schneller dazu entschlossen seien und auch einen höheren Preis bieten würden als eine deutsche Gesellschaft. Weil der lange Hein aber vorläufig Geld brauchte, ließ er sich endlich dazu bewegen, daß er von seinem Millionenobjekt an den Wirt 5 Prozent zu dem recht bescheidenen Preise von 1000 Mark verkaufte. Alle Angebote unsererseits aber schlug er ab. Wir waren daher recht betrübt, daß wir an dem sicher zu erwartenden Millionenlegen keinen Anteil haben sollten. Hein versuchte uns aber damit zu trösten, daß er für uns alle die Zechen bezahlte und meinte, auch uns werde noch einmal das Glück blühen. Wie ein Komet mit seinem Schweif, so zog nun Hein mit seiner Gesellschaft von einer Kneipe in die andere. Alles drängte sich an Hein heran, er bezahlte alles und alle erzählten sich von seinen reichen Goldfunden. Dem Ungläubigen wurde die Gesteinsprobe als „Corpus delicti“ vorgelegt und unter die Nase gehalten, und da wurde selbst der größte Pessimist von einem Saulus zum Paulus. Ging das Geld zur Neige, dann verkaufte Hein eben wieder einige Prozente von seinem riesigen Objekt. Die Abnehmer, sofern sie Geld hatten, überstürzten sich förmlich in ihren Angeboten. Nach etwa einer Woche erhielt Hein aus Kapstadt ein Telegramm des folgenden Inhalts:

„Offer two thousand pounds.“

Als Absender war irgendeine englische Gesellschaft bezeichnet.

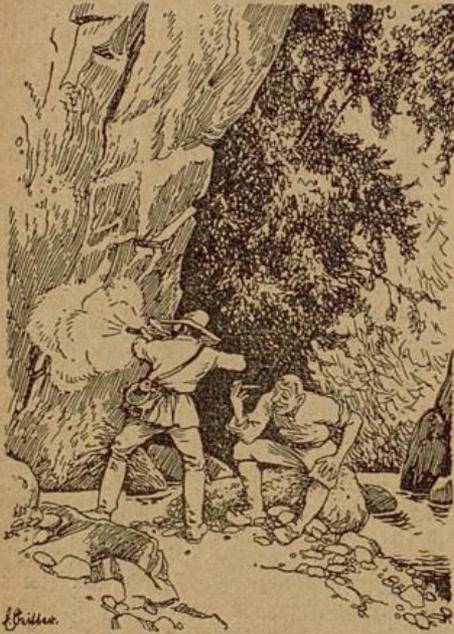
Das schlug wie eine Bombe ein. Hein wurde auf den Schultern durch das ganze Lokal getragen. Die Angebote für seine Anteilsprozente gingen sprunghaft in die Höhe. Heins Magen nahm von nun an nur noch Sekt an; die Flasche zu 20 Mark. Die Trinkorgien hatten jetzt ihren Höhepunkt erreicht. Hein, jetzt im Dauerzustand des Deliriums, schrie „das Angebot sei viel zu niedrig. Für diese Bettelpfennige würden es die Engländer nicht kriegen, mindestens das Zehnfache müßten Sie bieten.“ Ein Tische, und zwar ein früherer österreichischer Deserteur, welcher auf Gott weiß welche Art nach Windhuf ver-

schlagen worden war, der hier in Windhut einen kleinen Laden hatte und in den Kriegsjahren unheimlich viel Geld an der Schuttruppe durch Verkauf von Limonaden und Selters verdient hatte, kam mit seiner dicken Briefstafel gelaufen und bat Hein händelringend, mit ihm halbpakt zu machen. Hein zierte und sträubte sich erst eine Weile; als ihm der dicke Tschèche aber 10 000 in Hundertmarksscheinen auf den Tisch zählte, ließ sich Hein herbei, 25 Prozent Beteiligung an den Tschèchen zu übertragen. Auf einem Stück Papier wurde der Vertrag aufgesetzt und von einem Duzend Zeugen mitunterschrieben. Hein stolzierte jetzt in einem nagelneuen Anzug herum; auch einen wunderbaren Drilling und ein Revolver hatte er sich neben einer prachtvollen Reitausrüstung zugelegt. In einer Woche sollte die Goldgräberexpedition abmarschieren. In letzter Stunde kam noch ein arbeitsloser Frachtfahrer gelaufen, der seinen Frachtwagen zur Verfügung stellte, wofür er von Hein 5 Prozent Gewinnbeteiligung zugesichert erhielt. Ich selbst kannte Hein schon von meiner Dienstzeit her. Er buß damals Pfannkuchen und kam damit jeden Morgen zu uns Soldaten damit hausieren. Ich hatte natürlich ebenfalls ungeheurere Lust, mit von dem Unternehmen zu sein. Da ich aber Hein klingende Werte nicht anbieten konnte, stellte ich ihm meine Fachkenntnisse als Handwerker und afrikanischer Koch zur Verfügung. Den gleichen Vorschlag machte ihm mein Freund, ein Schmied. Hein erwies sich hier als ein guter ehemaliger Kamerad, denn er ging sofort auf unseren Vorschlag ein und schenkte jedem von uns noch oben-dreißig 250 Mark zur notwendigen Ausrüstung. Er tat dieses nicht ganz uneigennützig, denn mein Freund, der Schmied Retschlag, war der Schmeling von Windhut; er hatte Knochen wie ein Gaul, und zur Vorsicht suchte sich Hein beizzeiten Verbündete.

Eines schönen Tages zogen wir nun los. Hein hatte uns beiden eine Gewinnbeteiligung von mindestens 2 Prozent zugesichert. Unsere Karawane bestand aus 10 Personen und 12 Eingeborenen. Die Hälfte des Ochsenwagens hatte Hein mit Alkohol in jeder Form be'aden. Daneben eine Menge Konservenbüchsen und anderer Proviant. Die ganze Ladung aber hatte Hein nicht bezahlt, er wollte das anscheinend nach seiner Rückkehr mit Goldklumpen bezahlen. Wir Weißen waren alle beritten und gut bewaffnet. Der Proviant reichte — da ja die Gegend das Fleisch lieferte — für mehrere Monate. Der drolligste Kauz in unserer Gesellschaft war wohl ein mit einem Klemmer bewaffneter

Thüringer, der mit 5 Prozent an der Expedition beteiligt war. Er konnte schlecht reiten und noch schlechter schießen; er erzählte uns aber dauernd, daß er das Gymnasium besucht habe und jeden französischen Brief übersetzen könnte. Da wir nun aber hier im afrikanischen Busch keine französischen Briefe erhielten, konnte er sein Talent nicht entfalten. Der dicke Tschèche, welcher ja unser Hauptaktionär war, entwarf dauernd Pläne und wollte wissen, wann er als Deserteur wieder nach Oesterreich zurückkehren dürfe. Penjak ein Pastorensohn aus Ostpreußen, welcher auch mit 5 Prozent an unserem Unternehmen beteiligt war und, ehe sie ihn von der Hochschule verjagten, ein Jahr Jura studiert hatte, hielt ihm dann einen Vortrag über die Strafrechtspflege in Oesterreich im allgemeinen und die Bestrafung von Deserteuren im besonderen und stellte ihm dabei ziemlich unverblümt den Strang in Aussicht, worauf sich Wieda, so hieß der Tschèche, entschloß, sich später mit seinem Reichtum an der Grenze, und zwar im Riesengebirge niederzulassen. Dem Frachtfahrer Linke war der zu erwartende Goldschatz derartig in den Kopf gestiegen, daß er anfang sentimental zu werden; er sang fortwährend „Nach der Heimat möcht ich wieder . . .“ Ich hatte auf dem Marsche die Funktion eines Koches übernommen. Natürlich nur für uns Weiße; die Eingeborenen kochten sich selber. Gelebt haben wir wie die Fürsten. Fleisch hatten wir in Hülle und Fülle, da unser Marsch durch reiche Wildgegenden ging. Den Alkoholbeständen ging es allerdings tüchtig zu Leibe. Je näher wir nun den vermeintlichen Goldfeldern kamen, desto stiller wurde unser Freund Hein. Wir nahmen an, daß ihn entweder die Menge des genossenen Alkohols oder der in Aussicht stehende Milionengewinn trübselig gemacht habe. Nach 14 Tagen erreichten wir endlich das Quisbrevier. Hein meinte nun, die Fundstelle sei noch 100 Kilometer flufabwärts zu suchen. Die Gegend war sehr wild, romantisch und zerklüftet. Hohe Berge, steile Flußufer erschwerten das Fortkommen ungemein. Schon wenn man die vom Flußrevier zerklüfteten Berge sah, konnte man meinen, daß hier Gold zu finden sei. Unler alter Hein veränderte sich immer mehr. Eines Tages bat er mich, ihm einen Topf Teee zu kochen, da er seinen Wasserjaß damit füllen wolle. Ich war sprachlos, da wir ja beinahe noch 10 Kisten Bier auf dem Ochsenwagen hatten. Während Hein früher dauernd lachte, schrie und wie toll herumsprang, saß er jetzt still am Lagerfeuer. (Hein war am allerschönsten, wenn er lachte. Ein rotblonder Vollbart hüllte sein

ganzes Gesicht ein, und nur in der Mitte des Bartes öffnete sich ein freistundes Loch. Beim Lachen verzog sich sein ganzes Gesicht, und das war dann lustig anzuschauen.) Einer raunte daher dem anderen zu. „Hein ärgert sich ge-



Seins Aufgabe bestand darin, sein Gewehr mit den Goldpatronen gegen den Felsen abzuschließen.

wiß, daß er seinen Reichtum mit so viel anderen teilen soll.“ Mir waren schon in den letzten Tagen Zweifel darüber aufgestiegen, ob an den ganzen Goldsunden überhaupt etwas Wahres sei. Ob Hein nicht einen ungeheuren Bluff ins Werk gesetzt hatte? Eines Tages ging ich mit meinem Freund Rettschlag auf die Jagd und teilte ihm meine Befürchtungen mit. Er teilte ohne weiteres meine Ansicht und meinte, wir beide hätten ja keinen Schaden, und Hein hätte uns gegenüber als guter Kamerad gehandelt, wir würden ihn also auch gegen die andere habgierige Gesellschaft in Schutz nehmen. Auf dem Rückwege trafen wir Hein, welcher unter einem großen Kameldornbaum ausgestreckt, träumte. Wir setzten uns zu ihm und ich sagte ihm: „Hein, wir sind alte Bekannte. Du hast dich uns beiden gegenüber sehr nobel gezeigt, aber deine Goldsunde sind wohl doch Schwindel, nicht wahr?“ Er sah uns daraufhin lange mit seinem struppigen Gesicht an und sagte: „Kinder, ihr beide seid in keiner Weise geschädigt. Euch will ich die ganze Sache erzählen, und dann helfst mir, daß ich von dieser

Gesellschaft loskomme!“ Und nun erzählte uns Hein seine abenteuerliche Geschichte:

Hein war vor vier Monaten in Dji-bingwe gewesen und wollte von dort durch das Quisibrevier nach Windhof zurück. In Dji-bingwe traf er einen alten Bekannten, den Buren Jan Pieter, ein früherer Frachtfahrer, welcher infolge der schlechten Zeiten über Kapstadt nach Transvaal zurück wollte. Sie klagten sich gegenseitig ihre Not, und Pieter riet unserm Hein dazu, eine Goldader zu entdecken. Wo kein Gold sei, da müßte man welches hinbringen. Jetzt heßten sie beide den folgenden Plan aus.

Hein besaß im ganzen noch 200 Mark. Fünf Zwanzigmarkstücke zerkleinerten sie mit einer groben Schlichtseile, nahmen von den Gewehrpatronen die Kugeln ab und füllten das zerkleinerte Gold hinein. Heins Aufgabe bestand nun darin, an einer geeigneten Stelle des Quisibreviers, da, wo der Fluß einen scharfen Bogen macht, sein Gewehr mit den Goldpatronen gegen die Felsen an verschiedenen Stellen abzuschließen. Der Pulverdruck würde die Goldteilchen derartig ins Gestein hineinpressen, daß jeder bei oberflächlicher Betrachtung glauben würde, goldhaltiges Gestein vor sich zu haben. Seine Sache sei es dann, das Ausbeutungsrecht vorteilhaft zu verkaufen. Um noch eine größere Wahrscheinlichkeit vorzutäuschen, würde er — Jan Pieter — von Kapstadt aus eine Depesche an Hein mit einem Angebot absenden. Als Gegenleistung beansprucht er von Hein die restlichen hundert Mark, welche er auch erhielt. Jan Pieter reiste nach Kapstadt ab, und Hein mit leerem Beutel nach Quisibrevier, um seine Goldfelder anzulegen. Das war ihm auch ganz gut gelungen, wie die mitgebrachte Gesteinsprobe zeigte. Hein erklärte uns noch, daß wir am nächsten Tage an der Fundstelle anlangen würden.

Wir mußten über die ganze Geschichte recht herzlich lachen und freuten uns schon auf die enttäuschten und wutverzerrten Gesichter, welche wir dann später würden zu sehen bekommen. Hein besaß von seinem „Anteilsverkauf“ noch etwa 13 000 Mark und wollte nun auf eine ganze Zeit verschwinden, bis über die Geschichte Gras gewachsen sei. Wir versprachen ihm auf alle Fälle zu helfen und rieten ihm, sich fieberkrank zu stellen. Wir gingen nun ins Lager und meldeten, daß dort und dort Hein fieberkrank läge. Die ganze Gesellschaft sprang wie elektrifiziert auf und eilte zu Hein, wobei der dicke Tscheche rief: „Daß er uns bloß nicht vorher stirbt!“ Nach kurzer Zeit brachten sie Hein behutsam angetragen. Ich lockte schnell einen großen

Kessel Grog, und nachdem Hein 6 bis 8 Trinkebecher getrunken hatte, wich auch das Fieber. Da er jetzt in uns Verbündete wußte, kehrte auch seine alte Fröhlichkeit zurück. Er erklärte seinen Aktionären, daß wir morgen an Ort und Stelle sein würden. Alle schrien, tranken und tanzten vor heller Begeisterung. Am nächsten Morgen hatte Hein wieder Fieber und konnte nicht reiten. Die Aktionäre beteteten ihn sorgsam auf den Ochsenwagen. Mittags waren wir angelangt. Die Stelle war wirklich gut ausgesucht. Rechts und links hohe Felsen, machte der Fluß hier eine scharfe Wendung, so daß man glauben konnte, er habe das Gold hier abgelagert. Hein wurde sorgsam vom Wagen gehoben und zeigte uns an fünf verschiedenen Stellen in dem Gestein reiche Goldadern. Es sah aus, als ob sich Goldadern in Größe von etwa 1 Meter quer durch das Gestein hindurchzögen. Jetzt kam in unserer Gesellschaft die Habgier in trassester Weise zum Durchbruch. Einer packte auf den andern auf, daß dieser sich nicht etwa heimlich ein Stück Gestein abschläge. Heins „Krankheit“ verschlimmerte sich inzwischen immer mehr und er bat, ihn nach einer Station zum Arzt zu fahren. Die ganze Gesellschaft ging nur zu gerne auf diesen Wunsch ein, wurde sie doch auf diese Weise den „Hauptaktionär“ los. Der Ochsenwagen wurde abgeladen und Hein auf ihn sorgsam verstaут. Hein verabschiedete sich und erklärte, „daß er wohl würde sterben müssen, er fühle es, und gerade jetzt, wo er sein Glück gemacht habe; Erben habe er keine und so vermache er seinen Hauptanteil uns allen“. Die Bande fiel ihm gerührt um den Hals und dankte ihm für so viel Großmut. 6 Eingeborene fuhren mit Hein ab und Rettschlag und ich begleiteten ihn ein Stück Wegs zu Pferde. Nachdem wir etwa 5 Kilometer vom Lager entfernt waren, bestieg Hein sein Pferd und schidte den Wagen mit den Eingeborenen nach Windhuf. Hein ritt von hier aus direkt nach Süden in die Gegend von Warmbad an der englischen Grenze, wo er sich bei einem Bekannten ein Jahr aufhalten wollte. Beim Abschied gab er jedem von uns beiden noch 500 Mark. Ich habe später Hein Brökers niemals wieder gesehen. Nun kehrten wir wieder zu unserm Lager zurück und trafen die Goldgräber in eifrigster Unterhaltung darüber an, wie der Abbruch und die Verwertung der sicher Millionen betragenden Goldschätze am besten zu bewerkstelligen sei. Der frühere Student Pensat und der Thüringer Gymnasiast Schmalz schlugen vor, eine große Bergbau-Gesellschaft zu gründen. Sie ließen dabei durchblicken, daß sie die geeigneten

Männer wären, um als Direktor bzw. Syndikus zu fungieren. Aber der dicke Tscheche Wieba schlug vor, mehrere Zentner goldhaltiges Gestein mit Hammer und Meißel abzubrechen, nach Windhuf zu schaffen und das ganze Ausbeutungsrecht an ein Syndikat für diverse Millionen zu verkaufen, weil wir dann am ersten in den Besitz von Geld kämen. Sein Vorschlag fand allseitig Annahme, und am andern Tage sollte mit der Arbeit begonnen werden. Ich ging am andern Morgen zeitig mit meinem Freund auf die Jagd und erklärte, daß wir wohl erst gegen Abend zurückkehren würden. Wir nahmen uns genügend Proviant und Trinkbares mit und freuten uns schon auf den Abend, wenn wir zurückkehren würden; wir erwarteten schon dann die ersten enttäuschten Gesichter zu sehen. Als wir dann abends mit ein paar erlegten Perlhühnern zurückkehrten, saß die ganze Gesellschaft um einen Haufen abgeschlagener Gesteinsmassen recht trübfinnig beisammen und betrachtete dieselben recht mißtrauisch. Bei den Gesteinsteilen war auf der inneren Seite auch nicht eine Spur von Gold zu sehen. Allen war es jetzt klar, daß die fünf Stellen keine Goldadern darstellten. Rettschlag nahm das



Der Ochsenwagen wurde abgeladen und Hein auf ihn sorgsam verstaут.

Taschenmesser und hob die Goldteilchen heraus. Er erklärte dann trocken, daß das Gestein kein Gold enthalte, und daß das Wasser vor vielen Jahren das Gold an den Felsen angespült habe. Es müsse daher jetzt im

Flußande liegen. Man beschloß daher, am anderen Tage den Flußand auszuwaschen. Der dicke Tscheche als Hauptaktionär war aber schon recht kleinlaut geworden. Am anderen Tage wurde den ganzen Tag Sand gegraben, gesiebt und gewaschen, ohne aber ein Körnchen Gold zu finden. Die Erkenntnis, daß



Der dicke Tscheche aber bekam ganz plötzlich einen Tobsuchtsanfall.

es nun mit den Millionenschätzen nichts sei, wirkte direkt niederschmetternd. Der kleine Frachtfahrer Linke, früher Bergmann im westfälischen Kohlenrevier, faßte sich zuerst, indem er gottesgeben den Bibelspruch zitierte: „Sammelt nicht Schätze, die die Motten oder der Rost fressen . . .!“ und sang sein geliebtes: „Nach der Heimat möcht' ich wieder . . .!“

Pensak und der Apoldaer Gymnasiast Schmalz erörterten die juristische Seite des Falles, und Pensak meinte, wenn Hein noch am Leben sei, so müßte er ihm aushelfen, bis sein alter Herr aus Ostpreußen ihm neue „Subsistenz“-Mittel geschickt hätte. Schmalz drückte sich sehr gebildet aus und meinte, dies seien Machinationen von Hein gewesen, worauf ihn der Frachtfahrer Linke treuherzig fragte, ob „Machination“ auch ein Goldgräber gewesen sei, was ihm aber nur einen mitleidsvollen Blick von Schmalz eintrug. Der dicke Tscheche aber, welcher bis jetzt in sich zusammengesunken dagelegen hatte, bekam ganz plötzlich einen regelrechten Tobsuchtsanfall. Er sprang auf, schrie und brüllte fürchterlich, nahm sein Gewehr und rastete im Lager umher. Gräßlichere Flüche und Verwünschungen, wie die folgenden, sind wohl noch niemals im afrikanischen Busch gegen die Menschen im allgemeinen und Hein im besonderen ausgestoßen worden, als es der Tscheche jetzt tat. Die schrecklichsten Strafen und Folterqualen suchte er für unsern Freund Hein aus. Die spanischen Inquisitoren wären vor Neid erblickt, hätten sie den Tschechen hören können. Wir hielten uns die Seiten vor Lachen und paßten nur auf, daß uns der wildgewordene Tscheche in seiner Wut nicht niederschöpf. Plötzlich holte er sein Pferd, sprang in den Sattel und jagte in der Richtung nach Windshuf von dannen, wo er den alten lieben Hein vermutete. Am anderen Morgen löste sich unsere ganze Gesellschaft auf. Zu Zweien und zu Dritt ritten die „Goldgräber“ nach allen Seiten auseinander. Eine Menge leere Flaschen und Konservbüchsen bezeichneten den Ort der „Goldfelder“. Die Eingeborenen machten sich sofort über die Restbestände des Proviantes her, und sie waren die einzigen wirklich ganz Zufriedenen des ganzen Unternehmens.

Der Spion.

Von Max Grieshaber.

Am Morgen des 10. Juli des Jahres 1932 stand der greise Abbé eines französischen Pyrenäendörfchens am angelweit geöffneten Fenster seines Studier- und Brevierzimmers und blickte, mehr sinnend als weltlich aufgeschlossen, hinaus in den sonnendurchfluteten Gottesgarten der Natur. Als Priester gehörte er zu den stillen, verinnerlichten Streitern seiner Kirche, mit einem Wandel, der der strengen Einfachheit, ja fast Dürftigkeit seines äußerlichen Lebens

entsprach. Was seinem Leben Breite und Tiefe, Reichtum und Gnade verlieh, war das hohe Maß von Vertrauen, waren Liebe und Verehrung, die ihm, dem Seelenarzt in fast allen und geheimsten Herzensnöten, seine Pfarrgemeinde bezeugte. Sein Wirken war fast mehr weltlich als geistlich; sein ehrliches Bemühen, das Verstehen und Verzeihen auch in den Bezirken des Bösen zu erlernen, ließ ihn Blicke in tiefste Abgründe der Menschennatur tun.